



Wenn ein Jubiläum ins Haus steht – gleichviel, ob im Leben eines Menschen oder eines Unternehmens –, ist dies ein Anlass nicht nur zu Glückwünschen und Feiern, sondern auch zum Rückblick auf die Geschichte dessen, der jubiliert. Hier geht es um die Rückschau auf ein volles Jahrhundert, und da keinem Menschen eine derart ausgedehnte Wirkungszeit zugemessen ist, kann nur das Jubiläum eines Unternehmens gemeint sein. Eines Unternehmens, dessen Gründung – wie so oft – auf die Initiative eines einzigen Mannes zurückgeht, dessen Fortbestand aber nur dadurch gewährleistet wurde, dass andere nach ihm in seinem Sinne weiterwirkten und planten. Wir sprechen von der Geschichte der „Telephonfabrik Friedrich

Reiner“ in München und von den Männern, denen es zu verdanken ist, dass sie heute noch besteht und den Namen ihres Gründers trägt.

Herkunft und Kindheit Friedrich Reiners, in dessen Leben ein Tag vor hundert Jahren, der 19. Januar 1881, besonders denkwürdig werden sollte, lassen an die von Ludwig Thoma denken. Wie Bayerns größter Dichter in diesem Jahrhundert ist auch er der Sohn eines Försters, eines Oberförsters, und in beiden Familien gab es einen Vorfahren, der geadelt war. Bei Thoma der Geheime Oberforstrat Joseph Ritter von Thoma, bei Reiner der Königlich-bayerische Salinen-Rath und Salinen-Oberinspektor, Ritter des Verdienst-Ordens der bayerischen Krone, Kaspar von Reiner, der 1841 im Alter von 73 Jahren gestorben ist. Und beide, Reiner wie Thoma, sind aufgewachsen in abseits gelegenen oberbayerischen Forsthäusern. Um ihre Kindheit war Waldluft und der Blick der Buben ging zu den nahen Bergen.

Das Forsthaus zu Niederfels, wo Reiner am 3. Dezember 1858 geboren wurde (Ludwig Thoma war neun Jahre jünger und verlebte seine Kindheit in der Vorderriss am Karwendelgebirge), gehörte zum Bezirksamt Traunstein. Von seiner frühen Jugend wissen wir wenig, aber wenn Thoma in seinen Erinnerungen erzählt, dass er als Förstersbub besonders von der Romantik der Wilderergeschichten angetan gewesen sei, die damals in unmittelbarer Nähe zum Jägerhaus sich abspielten, so dürfte dies ähnlich für den kleinen Friedrich Reiner gelten.

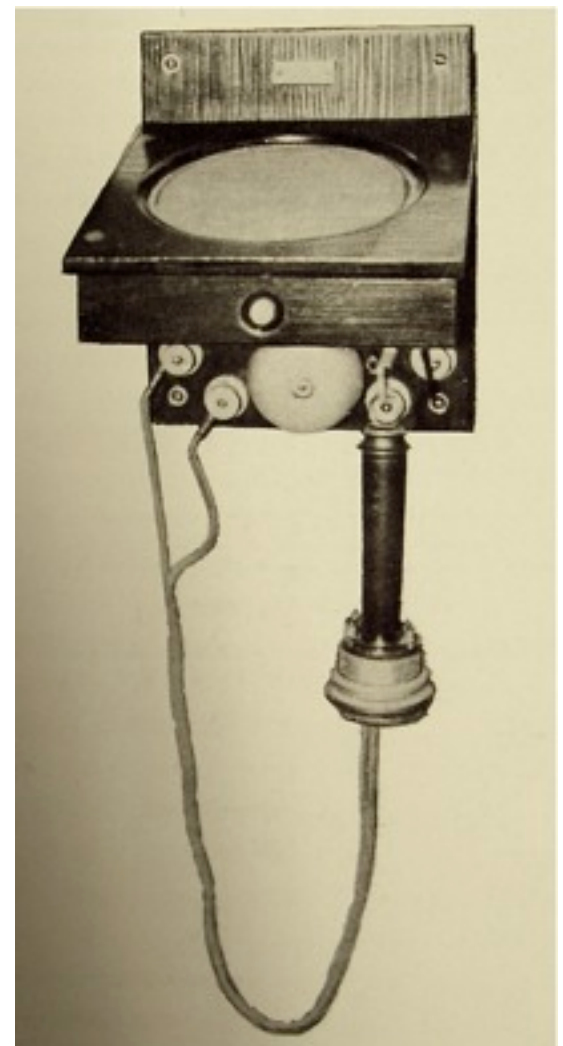
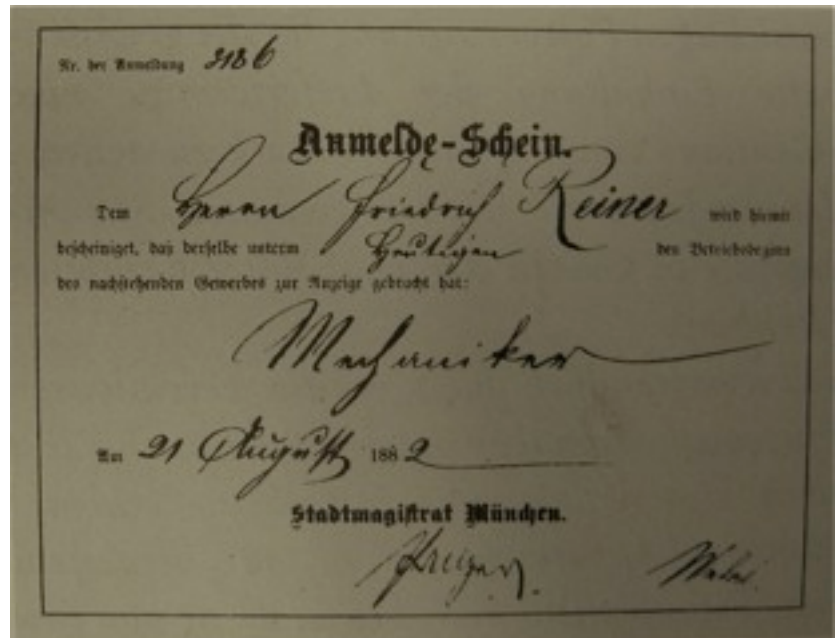
Indessen, die ihm lieb gewordene Umwelt der Tiere und Pflanzen sollte ihm nicht lange erhalten bleiben. Er musste sich, als seine weitere Ausbildung den Besuch einer Realschule erforderte, in München an den Anblick von

Straßenpflaster und Mietskasernen gewöhnen. Dass er dies wehleidig getan habe, ist nicht bekannt. Wohl aber, dass er früh schon Neigungen zum Technischen erkennen ließ. So schickte man den Buben nach Abschluss der Schulzeit in das „Mechanische Institut“ von Ertel & Sohn, anschließend sogar nach Hamburg in dasjenige von A. Repsold & Söhnen. Er zeigte sich arbeitsam und zielstrebig – insofern also ein echtes Kind seiner Zeit, jener Siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, in die der Beginn der „Gründerzeit“ fiel.

Am Ende der Ausbildungszeit angelangt und nicht nur soeben „mündig“ geworden, sondern auch bereits vor der Meisterprüfung, dachte der im 23. Lebensjahr stehende Mechaniker daran, hinfort nicht mehr in fremder Herren Dienst zu arbeiten, vielmehr sich selbstständig zu machen. Und wo? Natürlich nicht im fernen Hamburg, sondern in der Residenzstadt seiner bayerischen Heimat.

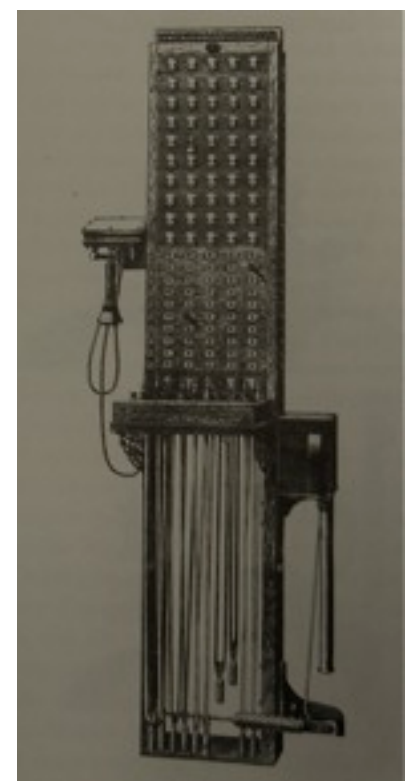


München hatten zu jener Zeit zweihundertdreißigtausend Einwohner. Ludwig II, im 35. Lebensjahr stehend, hatte seine Bewunderung für die Bourbonen, insbesondere für den Sonnenkönig Ludwig XIV. entdeckt und baute dessen Vorbild folgend, an seinen Schlössern. Linderhof war seit 1878 vollendet, für Neuschwanstein und das Versailles nacheifernde Herrenchiemsee waren die Grundsteine gelegt. Im königlichen Hoftheater am Max-Joseph-Platz hatte es unter Hermann Levis Stabführung soeben die erste vollständige Aufführung von Richard Wagners „Ring der Nibelungen“ gegeben, das Mangfallprojekt, das der Landeshauptstadt die Wasserversorgung sichern sollte war vom Magistrat genehmigt, und zukunftssträchtige Unternehmen, die heute noch existieren, wurden 1880 ins Leben gerufen, so die Münchner Rückversicherungsgesellschaft, die Kunsthandlung Julius Böhrer, das Bauunternehmen Dyckerhoff & Widmann, die Buchhandlung Hugendubel. Solchen schloss sich in den ersten Wochen des neuen Jahres 81 der keineswegs vermögende, aber ehrgeizige junge Mechaniker Friedrich Reiner an, der sich außer auf seine Energie nur auf seine besonderen Kenntnisse auf dem Gebiet der Elektrotechnik verlassen konnte. Die Gründung seiner Firma am 19. Januar 1881 war alles andere als ein pompöser Festakt, und es gab weder Blasmusik noch Fahnen, Festreden oder Freibier. Es war lediglich der Tag, an dem der königlich-bayerische Oberförster Friedrich Reiner einen für seinen gleichnamigen Sohn schicksalhaften Vertrag unterzeichnete. Von



einem Ingenieur namens Emil Große in Solln erwarb er eine bereits benutzte Drehbank mit Zubehör, die er allerdings nicht auf einmal bezahlen konnte, denn ihr Preis belief sich auf – sage und schreibe – sechshundertfünfzig Goldmark. So stotterte der um die Zukunft seines Sohnes besorgte Forstmann die Summe in Raten von monatlich fünfzig Mark ab und der ängstliche Herr Große behielt sich obendrein laut Vertrag noch vor, die Drehbank vom Käufer im Laufe der Zeit „nach Gutdünken abholen zu lassen“. Der strebsame junge Reiner handelte keineswegs überstürzt. Er wusste: Wenn man nicht über ein ansehnliches Anfangskapital verfügt, dann gibt es dafür nur einen sicheren Ersatz: Aufträge. Und wo waren für eine neue Firma solche einzubringen, wenn nicht auf einem neuen Gebiet der Technik, wo es noch an Konkurrenten fehlte? Eine solche absolute, sogar faszinierende Neuheit war das Telefon. 1861 hatte Johann Philipp Reis in einer Sitzung des Physikalischen Vereins in Frankfurt den ersten Fernsprecher vorgeführt, bei dem jedoch die Übertragung zusammenhängender Sätze noch mangelhaft war. 1877 ließ Generalpostmeister Heinrich von Stephan in Berlin erste Versuche mit Telephonen vornehmen, die Alexander Graham Bell entwickelt und 1872 als Patent angemeldet hatte. Die Versuche mit diesem im Grunde einfachen Gerät, das sich durch gute elektrische Anpassung der Wandler auszeichnete, waren befriedigend ausgefallen und nachdem ein Jahr später auch das „Mikrophon“ erfunden war, wurde 1881 in Deutschland mit dem Bau der ersten Ortsvermittlung begonnen. Dies also war die neue Technik, von der der junge Reiner etwas verstand und in die er „einsteigen“ wollte. Er nahm Verbindung auf mit der Behörde, die zuständig war: mit der Generaldirektion der königlich-bayerischen Verkehrsanstalten, Abteilung für Post und Telegraphen, und überzeugte die reservierten Herren davon, dass er die von ihnen benötigten Apparate zu bauen vermöge. Erst als die Verhandlungen einen guten Ausgang versprachen, tat er den zweiten Schritt: Er meldete seine Mechanikerwerkstatt, für die er in der Klenzestraße geeignete Räume angemietet hatte, unter dem 21. August 1882 als selbständiges Gewerbe an. Bereits zehn Tage später, am 31. August, konnte er den ersten Postauftrag gegenzeichnen, in dessen Original Reiners Namen abweichend von seiner Unterschrift mit „ai“ (Rainer) geschrieben ist.

Der Vertrag verpflichtete ihn, zweihundert „complete Telephonstationen“ zu liefern, und zwar die ersten fünfzig Exemplare innerhalb von sechs Wochen,

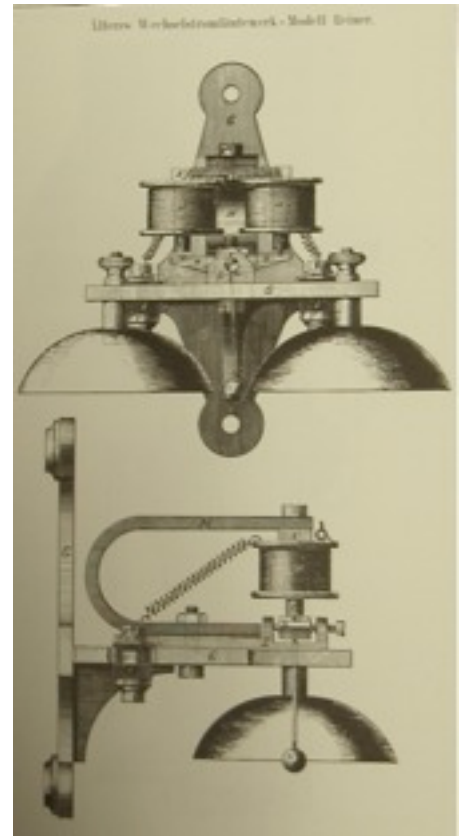


weitere fünfzig innerhalb der anschließenden zweieinhalb Monate und den Rest in den nächsten dreieinhalb Monaten. Für die einzelne „Station“ erhielt er einen Einheitspreis von 75 Mark, jedoch hatte er der vorsichtigen Postverwaltung für die gewissenhafte Einhaltung der Liefertermine eine „Caution“ von fünfhundert Mark zu stellen – das war fast soviel wie sein gesamtes „Stammkapital“ in Gestalt der vom Vater bezahlten Drehbank.

Selbstverständlich hielt er die vereinbarten Fristen ein, zumal er bei der Arbeit sich selbst noch weniger als seine Mitarbeiter schonte. Von den Apparaten, die er 1882 hergestellt hat, befinden sich noch heute, da sie von beispielgebender Gestaltung waren, einige Originale im Nürnberger Verkehrsmuseum, Abteilung Post: drei mit Batterieanruf und einer aus dem Jahre 1886 mit Induktoranruf. Sie zeigen die Form kleiner Wandpulte, ihr Holz ist im Geschmack der Zeit verziert.

Bereits 1888, in der deutschen Geschichte als das „Drei-Kaiser-Jahr“ bekannt, baute er kompliziertere Geräte auf seinem Spezialgebiet. Ein erhalten gebliebenes Photo veranschaulicht einen Zentralumschalter für fünfzig Einfachleitungen, den Reiner mit seiner kleinen Mannschaft nach der Bauart der Western Electric Company hergestellt hat: Auch dies auf deutschem Boden eine Pioniertat. Und auch sie blieb nicht allein. Etwa zur gleichen Zeit entwickelte Reiner den „Münzer“ – einen Fernsprechapparat, bei dem sich erst infolge Einwurfs einer Münze der Stromkreis schloss, so dass er für den, der auf diese Weise gezahlt hatte, benutzbar wurde – ein Prinzip, ohne das der öffentliche Telefonverkehr heute überhaupt nicht denkbar ist.

Amtliche Aufträge, hinfort auch Tischstationen, Zwischenumschalter, Zentralumschalter bis zu hundert Leitungen und anderes zu bauen, blieben nicht aus, und es gab nur eine ernsthafte Sorge: den Lieferbedingungen der Behörden gerecht zu werden, sowohl terminlich als auch hinsichtlich der gebotenen Qualität. Schon während der neunziger Jahre konnte Reiner rund fünfundzwanzig Mann beschäftigen, die noch, so ist in Aufzeichnungen vermerkt, im bürgerlichen Anzug mit Stehkragen in der Werkstatt standen, manche sollen bei der Montagearbeit sogar einen Gehrock getragen haben. Gearbeitet wurde, den Zeitgewohnheiten entsprechend, im Akkord.



Unermüdlich mitwirkende Meister, aber auch ein früh schon eingeführter freier Samstagnachmittag sorgten für ein gutes Betriebsklima. Auch in einer Zeit, als die verfügbaren Hilfsmittel – die Maschinen und Werkzeuge – nicht perfekt waren, wachte der „Prinzipal“, wie man damals noch sagte, darüber, dass stets nur einwandfreie und saubere Werkmannsarbeit ausgeliefert wurde – mit dem Erfolg, dass die Wertschätzung der Firma bei den Kunden, also meistens den Post- und Eisenbahnbehörden, zunahm und damit auch die Anzahl der Lieferaufträge.

Eines Tages war es so im weit, dass nicht alles mehr im eigenen Hause hergestellt werden konnte, und Reiner zog „Unterlieferanten“ zur Mitarbeit heran. Erst recht als er von den kgl. b. „Staatseisenbahnen“ den großen Auftrag erhielt, nun auch „tragbare Fernsprechstationen auf Ausziehstangen“ zu liefern. Unter den sieben Werkstätten, die er dafür mitheranziehen konnte, war auch die eines Mechanikers namens Friedrich Deckel in der Hans-Sachs-Straße. Dessen Lieferungen für die Telefonfabrik Friedrich Reiners nahmen bald einen solchen Umfang an, dass Deckel in eine größere Werkstatt in der Schützenstraße umziehen musste. Auch bei ihm also blühte das Geschäft.

Um die Jahrhundertwende sah sich Reiner selbst genötigt und ermutigt, mit seiner Firma in die Jahnstraße umzusiedeln, wo sich die Produktion noch heute auf eigenem Grund und Boden befindet. Gleichzeitig erweiterte er den Maschinenpark derart, dass die bis dato an fremde Werkstätten vergebene Arbeit hinfort im eigenen Betrieb ausgeführt werden konnte – was zu einer schmerzlichen Erfahrung die damals noch junge Firma Friedrich Deckels wurde, die bekanntlich noch heute (an der Plinganserstraße) besteht. Ihr nämlich wurde seinerzeit, so heißt es in deren Firmenchronik, „eine bisher sichere, laufende Einnahmequelle entzogen“

Andererseits ergaben sich zur gleichen Zeit auch für die Telefonfabrik Reiners dadurch Schwierigkeiten, dass ihr in München die ersten Konkurrenten erwachsen. Beispielsweise durch die Firma Heller, die ihre Produktion an der Müllerstraße aufnahm und sich ebenfalls mit der Fertigung von Mikrofonen befasste. Scherzhaft wurde damals das Bonmot kolportiert: „Die Mikrophone von Heller gehen reiner, die Mikrophone von Reiner gehen heller“. Ob etwas Wahres daran war, lässt sich heute kaum noch feststellen. Jedenfalls wurde von den einschlägigen Auftraggebern bei Post und Bahn weiterhin den Fabrikaten von Reiner der Vorzug gegeben.

Wie jeder, der etwas Außerordentliches zuwege bringt, hätte auch Friedrich Reiner es gern gesehen, dass seine so bald zu Ansehen gelangte Firma einmal in die Hände eigener Söhne überginge. Aber das Schicksal wollte es anders. Seine Frau starb im Wochenbett mit dem ersten Kind, das sie beide ersehnt hatten. Um nicht allein zu bleiben, ehelichte der verwitwete Unternehmer die Schwester seiner verstorbenen Frau, aber auch Therese Reiner war es nicht vergönnt, ihm Nachwuchs zu schenken. So entschlossen sich die Reiners, eine Nichte zu adoptieren, mit Namen ebenfalls Therese. Als Erbin der Firma sollte sie später eine wichtige Rolle spielen.

In jener Zeit konnte Reiner auch daran denken, seinem Privatleben einen repräsentativen Rahmen zu geben. Im Westen der Stadt, dort, wo der Stadtteil Neuhausen in den Stadtteil Nymphenburg übergeht, erwarb er an der Ecke Prinzen–Montenstraße eine Wohnanlage, von der es in der amtlichen Baubeschreibung aus unseren Tagen heißt:

'Die vorhandenen Baulichkeiten mit den dazugehörigen Neben- and Gartenanlagen sind im Zusammenhang mit der Errichtung eines hochherrschaftlichen Wohnsitzes für große Repräsentationsverpflichtungen im seinerzeitigen Villenviertel „Neuwittelsbach“ um die Jahrhundertwende entstanden´.



Diesem großzügigen Rahmen zum Trotz war und wurde Friedrich Reiner nicht ein Mann, der nach aussen leben und „angeben“ wollte. Er war häuslich und ging am liebsten mit forschendem Geiste seinen Hobbies nach.

Beispielsweise war er Liebhaberastronom. Nicht nur, dass er eine astronomische Sonnenuhr fertigte, die heute noch vorhanden ist, sondern er liess sich auch eine Sternwarte anlegen.

In dieser fraglos noblen Umwelt hat Reiner noch anderthalb Jahrzehnte verbringen dürfen, auch die schweren Jahre während des Ersten Weltkrieges, in dem seine Firma durch kriegsbedingte Aufträge – beispielsweise hatte sie Zünder für Granaten herzustellen – vollauf beschäftigt war. Jedoch das Ende des Krieges hat Friedrich Reiner ebenso wenig erlebt wie seinen sechzigsten Geburtstag, den er am 3.

Dezember 1918 hätte feiern können; er starb am 1. Juni 1918. Auf dem Westfriedhof

fand er seine letzte Ruhestätte, in der Herz-Jesu-Kirche an der Lachnerstraße wurde seiner im Gottesdienst gedacht. Der Stadtpfarrer rühmte dabei, dass er immer „ein mildtätiges Herz und ein offene Hand“ auch für die Kirche gehabt habe.

Fotos haben sein Bildnis überliefert: das eines eher gutmütig und besonnen als herrisch wirkenden Mannes, eher nach innen gekehrt als ausstrahlend. Auf der Oberlippe ein kleiner struppiger Bart, wie ihn Albert Einstein ähnlich getragen hat, sein Haar war keineswegs brav gescheitelt, vielmehr ungeordnet kraus und lockig, ein wenig „schwabingerisch“, so dass man ihn eher für einen Künstler, für einen „Musensohn“ halten mächte als für einen zielstrebigem technischen Unternehmer, der er gewesen ist. Sogar mehr als das war er. In einem Schreiben der Industrie- und Handelskammer ist er einmal als „ein genialer Ingenieur“ bezeichnet worden, und aussenstehende Fachleute der gleichen Branche haben freimütig zugegeben, dass Friedrich Reiner und seine Firma „in Bayern wahre Pionierarbeit auf dem Gebiet des Fernmeldewesens geleistet“ haben.

Was auf Reiners viel zu frühen Tod folgte, war nicht nur die deutsche Niederlage, war nicht nur die in den frühen zwanziger Jahren einsetzende Inflation, sondern auch der durch die Zeitläufe bedingte wirtschaftliche Niedergang der Firma. F r e i l i c h versuchte Frau Therese Reiner nach Kräften mit der ihr verbliebenen Belegschaft weiterzuwirken. Einmal auch zeichnete sich ein neuer Aufschwung ab. Das war um das Jahr 1924, als in München bereits die „Gesellschaft für drahtlose Belehrung und Unterhaltung GmbH.“, also der Hörfunk als „Deutsche Stunde in Bayern“ gegründet worden war. Da kam ein Ministerialrat namens Steidle auf den guten Gedanken, für das Musikprogramm die Bayerische Staatsoper heranzuziehen – in der seit einem Jahr Hans Knappertsbusch als



Generalmusikdirektor seines Amtes waltete – und aus dem Nationaltheater Opernaufführungen telefonisch zu übertragen.

An der Bewältigung dieses neuartigen technischen Projektes wurde wiederum die Firma Reiner maßgeblich beteiligt. Sie stellte auftragsgemäß die gesamte Verstärkereinrichtung und einen großen Bedienungsschrank her, außerdem entwickelte sie für die Opernübertragung per Fernsprecher Spezialmikrophone sowie die für diesen so genannten „niederfrequenten Drahtfunk“ beim Telefonteilnehmer benötigten Anschlussdosen und Spezialkopfhörer. Die erste Opernübertragung aus dem Hause am Max-Joseph-Platz kam noch im gleichen Jahre 1924 zustande. Was übertrug man? Man ging auf Nummer sicher und wählte Verdis „Aida“

Für die Firma Reiner blieb die Lage desungeachtet auf die Dauer unbefriedigend. Zwar vermochte sie, wie das vorstehende Beispiel zeigt, immer noch ungewohnte Aufgaben zu lösen, aber der unternehmerische, in die Zukunft weisende Geist des Firmengründers fehlte allerorten, der Maschinenpark, wiewohl erhalten geblieben, wurde nicht erneuert, und der von der Inhaberin eingesetzte Betriebsleiter gab sich, so schien es, einfallslos. So trieb das Schiff, wie in den Annalen des Hauses aufgezeichnet ist, steuerlos in ein langes, düsteres Wellental, das nahezu ein Jahrzehnt andauern sollte. Wie wurde es möglich, das Schiff wieder flott zu machen? In erster Linie waren es rein menschliche, freundschaftliche Beziehungen, die sich unverhofft zum Segen auswirkten. In Nymphenburg, also im gleichen Stadtteil wohnte die Familie eines Juristen namens Gademann, zu der die Reiners durch zufällige Bekanntschaft weitzurückreichende, freundnachbarliche Beziehungen unterhalten hatten. Während des Krieges allerdings waren die Begegnungen seltener geworden, schließlich hatte man sich, wie man so sagt, aus den Augen verloren.



Nach dem Tode ihres Mannes traf Frau Therese Reiner, so fügte es ein guter Zufall, auf der Strasse verschiedentlich die Gattin des Rechtsanwaltes Gademann. Frau Reiner machte auf sie einen wenig

zuversichtlichen Eindruck, der nicht allein durch die allgemein bedrückende Lage bedingt schien. Schließlich verschwieg sie nicht, dass es mit der Firma nicht mehr zum Besten stünde und dass sie Sorgen habe. Bei einer späteren Begegnung wurde Frau Reiner im Gespräch deutlicher. Sie wisse nicht mehr aus noch ein, gestand sie. Überdies habe sie das Gefühl, dass ihr leitender Mitarbeiter, dem sie vertrauen musste, es nicht allzu gut mit ihr meine, und sie drang auf Frau Gademann ein mit der Bitte, ihr Mann möge doch einmal die Geschäftsbücher durchsehen. Otto Gademann hatte wenig Lust dazu, er war als Anwalt ausgelastet und überdies kein Techniker, aber schließlich liess er sich der alten Bekanntschaft wegen doch dafür gewinnen, abends nach Geschäftsschluss die Unterlagen der Firma durchzuarbeiten.

Was Frau Reiner instinktiv vermutet hatte, stellte sich als bittere Wirklichkeit heraus: ihr Geschäftsführer hatte sich bedenkenlos zu Unregelmäßigkeiten hinreißen lassen, so dass es bei der Telefonfabrik Reiner nach vielen guten Jahren auf einmal mehr Schulden als Aufträge gab. Fazit: der Betreffende wurde entlassen und Dr. Otto Gademann führte zunächst neben seiner Anwaltskanzlei, als Treuhänder die Firma weiter. Vor allem sorgte er für neues, zuverlässiges technisches und kaufmännisches Personal. Das war in den Jahren zwischen 1927 und 1929.

Wie er damals „das große, so verzweifelt erscheinende Problem der Rettung zu lösen vermochte, das hat er später folgendermaßen dargestellt: „Wir verzichteten auf große Sprünge, gewagte Unternehmungen, dafür leitete uns Solidität und Umsicht unter dem Schutze des Allmächtigen. Unter dem Zwange des ständigen Wandels unserer Umwelt gingen wir an diese Dinge nicht mit Grundsätzen heran, sondern stützten uns auf Erfahrungen, die uns gelehrt hatten, vorsichtig alle wechselnden Umstände bis zum letzten Augenblick vor einer Entscheidung zu beobachten und zu berücksichtigen. Es war und ist die Politik des kalkulierten Risikos.“

Wer war dieser Otto Gademann, der gerade noch im rechten Augenblick das Steuer in die Hand nahm?

Zur Welt gekommen war er am 23. Mai 1892 in Thüringen, jedoch in seiner Geburtsstadt Apolda nur bis zu seinem fünften Lebensjahr geblieben. 1897 wurde sein Vater nach München in die Leitung der Textil-Großhandlung Guttman an der Schwanthalerstrasse berufen, die Familie übersiedelte in die bayerische Residenzstadt, die im Zeichen der vielgerühmten Prinzregentenzeit stand und damals

wie ein bekanntes Wort Thomas Manns behauptet, zu „leuchten“ begann. Vater Gademann, war der Typ des Kaufherrn alter Prägung, wie er in manchem realistischen Roman des 19. Jahrhunderts vorkommt, er war ein Fachmann für Stoffe aus England das er gern und oft bereist hat, er brachte es zu Ansehen und Wohlstand, bezog in Nymphenburg an der Flüggenstraße eine geräumige Villa und erhielt schließlich den ehrenvollen Titel Kommerzienrat.

Sohn Otto, durch den Berufsweg des Vaters früh zum „Wahlmünchner“ geworden, besuchte das Theresiengymnasium am Kaiser-Ludwig-Platz, schloss mit dem Abitur ab und begann an der Münchner Universität Jurisprudenz zu studieren. Der Ausbruch des ersten Weltkriegs durchkreuzte jedoch die Plane des jungen Mannes, er musste Soldat werden und konnte erst Jahre später sein Studium weiterführen. 1921 wurde er zum Dr. juris utriusque promoviert, also zum Doktor beider Rechte, des römischen wie des kanonischen Rechts. Die Möglichkeit, in den Staatsdienst zu gehen und eine Beamtenlaufbahn einzuschlagen, lockte ihn nicht. Er strebte einen freien Beruf an und wurde Advokat. Anfangs war er in einer Anwaltskanzlei am Stachus tätig, die in der Nähe des einstigen Kaufhauses Horn lag, später unterhielt er eine eigene Kanzlei in der Schwanthalerstrasse. Jedoch bevor es soweit war, geschah noch anderes in seinem Leben.

Nebenan, in der Sophie-Stehle-Strasse 2, gab es das Ehepaar Jungwirth, das mit seiner Tochter Charlotte ein grosses Haus bewohnte. Zwischen dem Studenten und dem Nachbarstöchterchen Charlotte Jungwirth entspann sich eine Jugendfreundschaft, die am 5. Juli 1921 zur Ehe führte. Seitdem steht an der Tür des Hauses Sophie-Stehle-Strasse 2 anstelle von „Jungwirth“ der Name Gademann. Zum Besitz der Jungwirths hat im etwa dreissig Kilometer südlich von München gelegenen Ascholding ein Sommerschlösschen gehört. Dort hatten sie noch vor dem Kriege die Bekanntschaft

mit der Familie Reiner fortgesetzt, die – wir sagten es bereits – ebenfalls in Nymphenburg sesshaft war und somit zu ihren Nachbarn zählte. Mit der Zeit waren die Beziehungen zwischen den beiden Familien eng geworden. So war es möglich, dass Frau Reiner,



als sie ihre Firma in Schwierigkeiten sah, sich mit ihrer Bitte um Hilfe an den jungen Rechtsanwalt Otto Gademann wenden konnte.

Wäre Gademann ein eingleisig auf juristisches Denken festgelegter Theoretiker gewesen – Frau Therese Reiner hätte wohl einen Unrechten herbeigebeten. Indessen, Gademann, der seine Anwaltskanzlei mit Erfolg betrieb, war zugleich ein unerhört praktischer Mann, er hatte eine angeborene Freude an technischen Dingen aller Art, er wusste sie feinfühlig anzugehen, hatte Sinn für logische Abläufe und verstand auch zu organisieren. Dass er ein begabter Hobbymaler war, von dem im Hause an der Sophie–Stehle–Strasse noch heute große Olgemälde die Wände schmücken, ist nur ein weiterer Zug im Bilde dieses vielseitig begabten Mannes.

Als er die Unkorrektheiten in der Betriebsleitung der Firma Reiner aufgedeckt hatte, die bei seinem Eingreifen Schulden in Höhe von vierhunderttausend R–Mark zu verkräften hatte, was damals erschreckend viel war, da reagierte Gademann nicht als Jurist, sondern als Praktiker. Ihm ging es nicht darum, den Schuldigen vor Gericht zu bringen, vielmehr wies er ihm nach, dass er mit den veruntreuten Geldern Häuser erworben habe, und er erreichte in einem für die Firma überaus nützlichen außergerichtlichen Vergleich, dass vom Schuldigen ein wesentlicher Teil des Schadens ersetzt wurde. Außerdem peilte er für den Betrieb eine straffere Führung an, eine Reduzierung der Arbeitskräfte auf das Notwendige und gerade noch Vertretbare – „Gesundschumpfen“ würde man diesen Vorgang heute nennen.

Begreiflicherweise konnte der Freiberufler Otto Gademann den Sanierungsauftrag nicht ohne Sicherheiten übernehmen. Frau Reiner band ihn durch Verträge an ihr Werk und übertrug ihm die Leitung. Im Gespräch war, dass er eines Tages Miteigentümer der Firma werden sollte. Dieser Gesellschaftsvertrag, durch den Gademann die Hälfte der Firmenanteile erwarb, wurde 1939 abgeschlossen. Die Marschrichtung, die Gademann für die Zukunft und den Fortbestand der Firma einschlug, war zwangsläufig nicht unähnlich jener, die Friedrich Reiner 1881 bei der Firmengründung eingeschlagen hatte. Erstens kümmerte er sich um die rechten Produktionsvoraussetzungen, indem er Zug um Zug den mittlerweile veralteten Maschinenpark erneuerte. Zweitens bemühte er sich, neue Aufträge hereinzuholen, denn es ging ihm nicht allein um das Schicksal der Firma, sondern auch um das der zahlreichen langjährigen Mitarbeiter und ihrer Familien.

Wo er auftrat, vermochte er zu überzeugen. Später konnte er beglückt sagen, er habe in der Wirtschaft und bei den Behörden „bald helfende

Freunde gewonnen“. Darunter waren maßgebende Herren des Hauses Siemens, das in München damals noch als Siemens & Halske firmierte, aber auch der Deutschen Reichspost und der Reichsbahn, die die bisherigen gediegenen Leistungen des Werkes recht zu würdigen wussten und ihm das Vertrauen nicht entzogen.

Als sich 1931 ihr Gründungstag zum fünfzigsten Mal jährte, stand die Firma wieder auf einer wirtschaftlich und finanziell weitgehend gesicherten Basis. Sie hatte die Fertigung der damals modernen Typen an Fernsprechern langsam wieder aufgenommen, erfüllte Hilfsaufträge für Siemens und zeigte sich den Ansprüchen auch neuer Kunden gewachsen. Es hätte also Anlass gegeben, das Jubiläum zu feiern, aber die Zeit war nicht geeignet dazu, das Land steckte immer noch in Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit. So entschloss sich die Betriebsführung – Otto Gademann und Therese Reiner –, die für eine Feier vorgesehene Summe teils unter die Arbeiter, teils unter die fünfzig ärmsten alten Leute von Neuhausen zu verteilen.



Auch im kommenden Jahr blieb die allgemeine wirtschaftliche Lage bedrückend. Weil demzufolge in den politischen Auseinandersetzungen die extremen Kräfte immer mehr die Oberhand gewannen, entschloss sich der bayerische Staat dem entgegenzusteuern und an die einheimische Industrie so genannte „Notstandsaufträge“ zu vergeben. Im Vollzug dieses Programms sollte die Reinersche Fabrik für die bayerische Post die so genannte „Zwischenstelle M 31 I/1 sowie M 25 I/2“ bauen, außerdem den Tischfernsprecher OB 33 der Eisenbahn, für dessen Herstellung zunächst die notwendigen Werkzeuge und Fabrikationsmaschinen erstellt werden mussten. Demzufolge stellte sich der Betrieb folgerichtig von der handwerklichen Mechanikerfertigung auf industrielle Methoden um, was zugleich bedeutete, dass mehr weibliche Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Gleichzeitig gelang es der Firma, eine dreipolige Bahnsteckdose mit Stecker zu entwickeln, für die im folgenden Jahr Gebrauchsmusterschutz erteilt wurde. Allerdings war es auch unerlässlich, für dieses neue Gerät Pressstoffteile im eigenen Hause

herzustellen, was die Anschaffung der neuesten Drehtischpresse bedingte.

Erst recht setzte sich die von Dr. Gademann eingeleitete Entwicklung in den kommenden Jahren fort, da in den wirtschaftlichen Aufschwung des deutschen Reiches auch die Firma Reiner einbezogen wurde, in einen Aufschwung, der nicht zuletzt – das lässt sich nicht verschweigen – durch die Wiederaufrüstung einer deutschen Wehrmacht verursacht wurde. Dem Reinerschen Werk fiel insbesondere zu, Feldfernsprecher für das Heer zu fabrizieren, außerdem Klappenschränke und Vielfachfelder zum Weitervermitteln. Und nach wie vor natürlich Apparate für die Reichsbahn. Die Kapazität war also ausgelastet.

Reiner wurde beteiligt an der Zulieferung für die Heeresversuchsanstalt in Penemünde, wo man an einer Raketenentwicklung arbeitete. Auf Grund ihrer Erfahrungen und ihrer anerkannt gewissenhaften Ausführung erhielt die Firma den Auftrag, Messgeräte sowie solche zur Berechnung und Steuerung der Flugbahnen jener Raketen herzustellen, die später als V-Waffen bekannt wurden.

Hinfort gab es für Reiner weder Arbeits- noch Personalmangel. Die Arbeitskräfte waren teils „uk“-gestellt, teils kriegsdienstverpflichtet, in jedem Fall also zuverlässig.

Therese Reiner senior allerdings, hat diese Entwicklung nicht mehr erlebt. Sie starb am Anfang des zweiten Kriegsjahres, am 9. September 1940. Ihren Gatten, den Firmengründer Friedrich Reiner, hat sie um mehr als zweiundzwanzig Jahre überlebt während derer sie viel unternehmerische Verantwortung, Umsicht und Fürsorge bekundet hat. Ihr Anteil an der Firma ging laut Testament an ihre Tochter, das „Reserl“.



Die Telefonfabrik hatte also auch weiterhin zwei Eigentümer – den Dr. Otto Gademann und anstelle von Frau Therese Reiner nunmehr Fräulein Therese Reiner. Sie blieb tagtäglich bis zu

ihrem Tode auf ihrem Posten. Unter ihrer Verantwortung liefen Buchhaltung, Finanzwesen und alle Steuerangelegenheiten, und das noch fünfunddreißig Jahre hindurch.

Als die feindlichen Luftangriffe, wie auf das ganze Reich, so auch auf die bayrische Hauptstadt immer bedrohlicher wurden und verheerende Schäden zurückließen, blieb der Betriebsleitung nichts anderes übrig, als einen Teil der Produktion auszulagern. Man wählte zunächst Lindenberg im Allgäu, wo man die Räume einer ehemaligen, nun leerstehenden Hutfabrik bezog, später auch noch Oberammergau. Die Produktion wurde auf beide Orte derart aufgeteilt, dass im Allgäu OB-Tischfernsprecher für die Bahn und FF 33 für die Wehrmacht gebaut wurden. In Oberammergau hingegen, wo in einer Turnhalle eine Montageabteilung eingerichtet wurde, gab es keine Drahtnachrichtenfertigung, man widmete sich dem Funkmeßgerätebau, insbesondere der Herstellung eines neuen Gerätes, das von einigen Technikern des Werkes, die in Dresden an der Technischen Hochschule arbeiteten, ebendort entwickelt worden war. In München an der Jahnstraße zurück blieben ab 1943 nur die Schwermaschinen und der gesamte Werkzeugbau. Große Teile der Verwaltungs- wie der Fabrikationsstätten wurden im Laufe der Zeit schwer getroffen, jedoch nicht völlig zerstört. Man stand also nicht ausschließlich vor Ruinen, als am 26. April 1945 die Sirenen zum letzten Mal aufheulten - nach unzähligen Luftalarmen und 74 gezielten Fliegerangriffen auf die Stadt.

Bald nach dem Einmarsch der Amerikaner setzte für die ausgelagerten Teile des Werkes eine große rückläufige Bewegung ein: Was zuvor in wochenlangen LKW-Transporten ins Voralpenland evakuiert worden war, das wurde nun mit Genehmigung des Hauptquartiers der 7. amerikanischen Armee nach München zurückgeholt. Denn für den Fortbestand der Firma war es von höchster Bedeutung, dass das wertvolle Material, das in Oberammergau lagerte, dem neuanlaufenden Arbeitsprozess wieder zugeführt wurde. Dem Seniorchef kam dabei zugute, dass er, obschon die Firma kriegswichtige Aufgaben erfüllt hatte, keiner Gliederung der NSDAP beigetreten war. Außerdem hatte die Zahl ihrer Beschäftigten auch in den letzten Kriegsmonaten sich nicht in jener Größenordnung bewegt, welche die Amerikaner dazu veranlasste, einen Betrieb nicht mehr arbeiten zu lassen. Im Gegenteil, sie stellten sogar von sich aus Lastkraftwagen zur Verfügung.

Kurzum, die in München zurückgebliebene Belegschaft und die „Evakuierten“, die zurückkame, befreiten das Stammwerk vom Kriegsschutz, setzten Produktionsräume und Büros wieder in Stand und bald schon konnte Schritt für Schritt mit der Fertigung von OB-Fernsprechern begonnen werden, die infolge der Bombenschäden allerorts fehlten und unerlässlich waren.

Das, war wir rückblickend als das deutsche Wirtschaftswunder bezeichnen – es geht auch an dem Werk in der Münchner Jahnstraße nicht vorüber. Auch hier erhebt sich Phöbus aus der Asche. Nicht mühelos, versteht sich, sondern unter unerbittlichem Einsatz aller Beteiligten, die sich als eine verschworene Arbeitsgemeinschaft bewähren. Solcher Pflichterfüllung blieb der Lohn nicht vorenthalten. Die Hauptauftraggeber von ehemals, Post und Bahn, hatten für den bewährten Lieferanten Aufträge genug, erst recht nach der Währungsreform, als sich die Verhältnisse hierzulande zu normalisieren begannen. An der Entwicklung des neuen Tischapparates W 48, der seinerseits als einziges Postmodell vorgeschrieben war, hatte das Reiner-Werk maßgeblichen Anteil. Bald auch lief das Exportgeschäft wieder an und vor allem: es konnte, den Erfordernissen der Zeit entsprechend, eine eigene Entwicklungsabteilung geschaffen werden, mit deren Leitung der inzwischen herangebildete richtige Mann beauftragt wurde, von dem nun zu reden ist: Dipl. Ing. Walter Gademann.

Geboren wurde er am 2. September 1924 als Sohn des jungen Anwaltshepaares Otto Gademann und Frau Charlotte, geborene Jungwirth. Von früh auf war er eindeutig technisch begabt. An allen Dingen, die der Bub in die Hand bekam, interessierte ihn vorab das Funktionelle. Selbst ein Kurbelgrammophon, wie es damals en vogue war, ließ ihm keine Ruhe, bis er es in alle seine Einzelteile zerlegt hatte. Das wäre nicht berichtenswert, wenn er es anschließend nicht einwandfrei wieder zusammengebaut hatte. Seiner Begabung entsprechend schickte man ihn auf ein Realgymnasium, wo er 1943 das Abitur ablegte, aber lange vorher schon, seit 1939 hatte er Freizeit und Ferien am liebsten im Reinerschen Betrieb verbracht, ja er hatte dort sogar von der Pike auf eine regelrechte Ausbildung hinter sich gebracht. So kam für ihn nichts anderes in Frage, als nach Verlassen des Wittelsbacher Gymnasiums zur Technischen Hochschule zu gehen. Jedoch wie seinerzeit bei seinem Vater der Erste Weltkrieg, so



Dipl.-Ing.
Walter Gademann

durchkreuzte jetzt der Zweite seine Pläne. Anno 43 war es nicht mehr möglich mit seinem Studium zu beginnen. Er musste in Pasewalk zur Nachrichtentruppe einrücken, wurde dann aber als Soldat seiner technischen Vorkenntnisse wegen nach Penemünde abgestellt, um als Techniker unter dem Raketenfachmann Dr. Kurt Debus in der Heeresversuchsanstalt zu arbeiten.

Abenteuerlich war der Beginn des Studiums an der Münchner TH zum Sommersemester 1946. Das Gebäude an der Arcisstrasse war noch in chaotischem Zustand, selbst der große Hörsaal Nr. 530 war noch ohne Fensterscheiben, die Studierenden folgten frierend in Mänteln den Vorlesungen. Einmal, so erinnert sich der Student von damals, wollte Professor Piloty mit Kreide auf die Tafel schreiben, aber die Kreide glitt überall ab. Schon wollte er sich verärgert abwenden, weil er annahm, die Studenten hatten ihm einen Streich gespielt und die Fläche eingefettet – bis sich herausstellte, dass eine Eisschicht auf der Tafel das Schreiben unmöglich machte. Schlaglichtartig erhellt diese Erinnerung, unter welchen Bedingungen damals die Kriegsheimkehrer zum Studium antraten.

Walter Gademann, gerade zweiundzwanzig Jahre alt, belegte vor allem Elektro- und Nachrichtentechnik, daneben aber auch einige Semester lang Betriebswirtschaft. Im August 1949 schloss er die Studienjahre mit dem „Dipl.-Ing.“ ab, er kehrte zielbewusst in die Firma zurück, übernahm die Leitung des Labors in dem bereits bewährte Mitarbeiter tätig waren, und konnte bald als ersten Erfolg die Konstruktion eines neuartigen kleinen Fernsprechinduktors vorlegen, der eine hohe Leistung aufwies und dementsprechenden Anklang fand. Einer Anregung der Bundespost folgend, wurde später eine feuchtigkeitsgeschützte Sprechkapsel und eine dynamische Hörkapsel konstruiert, die vom Auftraggeber anerkannt und eingeführt worden sind.

Während der Fünfziger Jahre hatte Dr. Otto Gademann nicht nur die Genugtuung, seinen Sohn als Spezialisten in den Aufgabenbereich der Firma hineinwachsen zu sehen, er erlebte auch Anerkennung von außen. 1952 wurde dem Sechziger in Würdigung seiner um die Bundesrepublik Deutschland erworbenen „Besonderen Verdienste“ das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Ein Jahr darauf stellte er, auch in sozialer Hinsicht dem Vorbild des Firmengründers folgend, Mittel zur Gründung und zum Ausbau eines Unterstützungsvereins für die treuen Mitarbeiter unter der Belegschaft zur Verfügung.

Als 1956 der Gründungstag zum 75. Mal wiederkehrte, da war die allgemeine wirtschaftliche Lage günstiger als 1931, und es gab keinen Grund, das Jubiläum nicht zu feiern. Die Firma brachte eine in blaues Leinen gebundene Festschrift heraus mit Erinnerungen von Mitarbeitern an die zurückliegenden Jahrzehnte sowie Fotos und Faksimiles, die den Weg des Werks dokumentierten.

An einem Festabend, zu dem Therese Reiner und der geschäftsführende Gesellschafter Dr. Otto Gademann gemeinsam Mitarbeiter und Freunde eingeladen hatten, stellte Otto Gademann folgende Betrachtung an:

„Wir leben heute nach der Lähmung und dem Zusammenbruch, die dem Weltkriege gefolgt sind, in einer Periode, die Frieden genannt wird. Wir bewegen uns in einem treibenden Nebel, einige düstere Tatsachen in der Welt tauchen darin gleich Bergen unbezweifelbar und unerbittlich auf! Weiterhin nüchtern und wachsam wollen wir stets verfolgen, was um uns vorgeht in dieser großen Welt, in der immer mehr die Wirtschaft in den tiefen Schatten einer ungewissen Politik gerät.“

Indessen, er ließ es nicht bei dieser Skepsis, die nur allzu sehr ihre Berechtigung hat, er fügte das eine bejahende hinzu:

„Noch haben uns aber die Freuden des Lebens glücklicherweise nicht verlassen!“

In einer zweiten Ansprache erwähnte Walter Gademann, der kurz zuvor die Aufgaben des „Betriebsleiters“ übernommen hatte, den hohen technischen Stand des Werkes, „wie er in dieser Branche nicht leicht zu finden sein wird.“ Als Grund dafür gab er an, es gebe heute wohl nur wenige Unternehmer, „die auf einen so großen Teil ihres Gewinnes verzichten, um aus eigenen Mitteln ein Werk zu erstellen, dem in der Wirtschaft so viel Achtung entgegengebracht wird“ . . .

Ein Jahr darauf, am 23. Mai 1957, beging Dr. Otto Gademann seinen 65. Geburtstag. An diesem Tage konnte er auf volle dreißig Jahre im Dienst der Reinerschen Telefonfabrik zurückblicken und in der Fachpresse lesen, welche Verdienste er sich anfangs um die Sanierung, später um die technische Weiterentwicklung des Werkes erworben hatte. Seine weitvorausblickende und tatkräftige Führung wurde ebenso gerühmt wie sein großes fachliches Können, sein organisatorisches Talent und sein diplomatisches Geschick, mit dem er Pläne in die Tat umgesetzt hatte. Wenn die

Firma Reiner wieder mit an bedeutender Stelle ihres Wirtschaftszweiges stehe, so hieß es, dann sei Otto Gademann Antrieb und Motor des zweimaligen Wiederaufstieges gewesen. Natürlich setzte sich der

dynamische Senior-Chef mit Erreichen der so genannten „Alters-Grenze“ nicht zur Ruhe. Die Firma war zu seinem Lebenswerk geworden und er widmete ihr weiterhin seine Energie, war aber klug genug, die Lasten nicht allein zu tragen, sondern auf vertrauenswürdige Mitarbeiter zu verteilen und ihnen auch Mitverantwortung zu übertragen. So blieb dem Hause das geradezu sprichwörtlich gute Betriebsklima erhalten, das sich bereits in der frühen Nachkriegszeit gebildet hatte, als es darum gegangen war, die Kriegsfolgen in gemeinsamer Anstrengung zu überwinden.

Da er die Leitung des Finanzwesens bei Fräulein Therese Reiner in guten Händen wusste und da sich sein einziger Sohn Walter um die technische Weiterentwicklung kümmerte, war Vater Gademann unterwegs, um das zu pflegen, in dem er von Anfang an großes, ja diplomatisches Geschick bewiesen hatte: die Beziehungen zu den großen Auftraggebern. Und selbstredend reiste er, um auf dem Laufenden zu bleiben, zu den großen Messen seines Faches. Der Besuch der Mustermesse in Basel 1971 sollte sein letzter werden. Am Tag vor der Eröffnung hatten ihn gute Freunde in Luzern zu Gast geladen, am darauf folgenden Freitag war er ein überaus interessierter Besucher der Messestände und schüttelte die Hand manches Bekannten aus der Geschäftswelt, dann aber traf ihn, als er bereits wieder in Luzern war, ein Gehirnschlag, an dessen Folgen er eine Woche später, am 20. März 1971, ebendort verschied. Er stand im 79. Lebensjahr. Seine sterblichen Überreste wurden nach München überführt und auf dem Westfriedhof beigesetzt.

Erneut zeigte sich auch in dieser bitteren Abschiedsstunde, dass die Kontinuität des Werkes gewahrt blieb. Auch weiterhin war die Firma Eigentum von zwei Familien, nur waren diese hinfert beide durch die zweite Generation vertreten – durch Fräulein Reiner, die unvermählt blieb, und durch Walter Gademann, der mit dem Erbe seines Vaters auch dessen Pflichten übernahm.

Die Produktion der siebziger Jahre, also des bisher letzten Jahrzehnts seit dem Tode Dr. Gademanns, ist gekennzeichnet durch verschiedene Neuentwicklungen, die bei den Auftraggebern wiederum Anerkennung und Aufnahme fanden. Im Labor befasste man sich unter der erfahrenen Führung des Franz von Kramolin u. a. mit der weiteren Vervollkommnung des Kohlemikrophons, im Hinblick auf verbesserte Übertragungseigenschaften und längere Lebensdauer. Die Fabrikationsbasis wurde zielbewusst verbreitert und es gab nun mehr Variationen im Angebot. Besonders stolz ist man im Hause, in dem seit Friedrich Reiners Tagen stets auf das Ingeniöse, das Eigenschöpferische

hoher Wert gelegt wird, darauf, dass auf dem Gebiet der Hör- und Sprechkapseln wesentliche Eigenentwicklungen erzielt werden konnten, nicht zuletzt unter der Leitung Walter Gademanns, der auf diesem Sektor Spezialistentum mit Kreativität verbindet.

So wurde das Werk der erste Hersteller auf der Welt, der in Hörkapseln Oxyd-Magnete serienmäßig eingebaut hat, was in jüngster Zeit von Mitbewerbern aufgegriffen wurde. Bedeutsam ist dies vor allem deshalb, weil auf diese Weise kostbare Rohstoffe, nämlich Nikkel und Kobalt, gespart werden und somit eine gewisse Unabhängigkeit von Einfuhrrohstoffen und von Weltmarktpreis-Schwankungen erreicht werden konnte. Dieser Typus mit Oxyd-Magnet, dessen Güte von der Bundespost anerkannt ist, wurde in den letzten Jahren millionenfach geliefert.

Das Jahr 1975 brachte der Firma wieder ein trauriges Ereignis: den Abschied von Fräulein Therese Reiner, deren ausgleichende, immer gleich liebenswürdige und fürsorgliche Art in den Herzen aller Wurzeln geschlagen hatte. Am Abend zuvor hatte sie im Ratskeller am Marienplatz der Feier des 40jährigen Betriebsjubiläums unseres Betriebsleiters, Eduard Wirth, beigewohnt. Tags darauf erlitt sie einen Schlaganfall und starb wenige Tage später, am 24. November, fast 75 Jahre alt. Ihr Tod brachte eine große Erschütterung. Sie hatte sich bis zuletzt keine Ruhe gegönnt, sie starb in den Sielen, starb, als sie mit ungebrochener Leistungsfähigkeit noch im Dienst der Firma stand.

Ihren Nachlass hatte sie im vorhinein umsichtig geregelt. Mit ihrem Tod ging ihr Privatvermögen, wozu die Reinersche Wohnanlage in Neuwittelsbach gehörte, an ihre Schwestern. Ihren Anteil an der Firma – jene fünfzig Prozent, die sie 1940 von ihrer Mutter geerbt hatte – vermachte sie, wie es lange zuvor abgesprochen war, an Walter Gademann, der seitdem gemeinsam mit seiner noch lebenden Mutter Eigentümer des Werkes ist.

Nach allem, was zu erfahren ist, darf man sagen, der Firmengründer und der heutige Chef seien einander in wesentlichen Zügen nicht unähnlich. Der Sinn für das Technische, der bei ihnen bis in die Fingerspitzen geht, gehört fraglos dazu. Dass sie beide den Ingenieursberuf wählten, dürfte eine Folgerung daraus sein. So strebte er an, sich möglichst überall gut auszukennen, sozusagen ein All-round-Techniker zu werden und keineswegs bloß das zu sein, was er einen „Schmalspur-Ingenieur“ nennt. So ist er nicht nur daheim im Wohnbereich, sondern erst recht in der Fabrik immer wieder irgendwelchen Mängeln und Defekten auf der

Fährte, und selbst Fachleute in der eigenen Firma haben mitunter Mühe, ihm das Werkzeug aus der Hand zu nehmen, zumal dann, wenn er bereits seinen „guten Anzug“ angezogen hat.

Was er zur Entspannung aufsucht, sind weniger Luxusrestaurants – auch in diesem Punkt ist er Friedrich Reiner ähnlich – als Opernaufführungen, er liebt es in Künstlerkreisen zu verkehren, mit Malern und Musikern, und alljährlich mit ihnen und für sie ein Faschingsfest im eigenen Heim aufzuziehen. Seine Reiseziele sucht er am liebsten dort, wo Wasser und Gebirge zusammenstoßen, also etwa in der Südschweiz oder in Oberitalien.

Zwischen Friedrich Reiner und dem heutigen Firmenchef lässt sich indessen noch ein weiterer Charakterzug als ein gemeinsamer entdecken. Man kann ihn mit jenem schlichten Satz kennzeichnen, den gediegene Kauf- und Handelsherren seit je als Motto befolgt haben. Den nämlich: Mehr sein als scheinen.

So sehr die Produktion auf der Höhe unserer Zeit steht und höchsten Ansprüchen offizieller Stellen genügt, denen sie vorwiegend gewidmet ist, so wenig lässt man sich in diesem Hause vom Ehrgeiz zur Repräsentation verführen. In dieser, und nur in dieser Hinsicht ist Reiners Fabrik der traditionsbewusst gediegene altmünchenerische Meisterbetrieb geblieben, der er von Anfang an war.

Die wahre Größenordnung des Betriebs an der Schwelle zum zweiten Jahrhundert drückt sich indessen darin aus, dass er derzeit 165 Mitarbeiter, davon ca. 75 % Frauen beschäftigt, deren geschickte Hände sich besonders für die Herstellung feinmechanischer Kleinteile eignen.

Das Reinersche Werk wird im Dienst der modernen Fernsprechtechnik weiterarbeiten und darauf bedacht bleiben, stets zu den ersten zu gehören, die Neuheiten anzubieten haben, möglichst solche, die im eigenen Labor entwickelt werden konnten.

Ruf doch mal an! – dies ein weit verbreiteter Slogan der Bundespost, die auf dem Gebiet des Fernsprechwesens ihre entscheidenden Überschüsse erzielt. Das Telefon hat im vergangenen Jahrhundert den Möglichkeiten menschlicher Kommunikation neue Dimensionen erschlossen. Daran hat im Rahmen ihrer Möglichkeiten die 1881 von Friedrich Reiner ins Leben gerufene Firma einen nicht unbeträchtlichen Anteil gehabt, zum mindesten in Bayern. So wenig wie das Telefon aus unserem Leben wegzudenken ist, so gewiss dürfte es sein, dass auch das Werk an der Münchner

Jahnstraße an der Erhaltung, Unterhaltung und Weiterentwicklung des Fernsprechers und aller seiner Hilfsmittel an hervorragender Stelle beteiligt sein wird.

Somit erübrigt es sich, große Worte zu wählen. Es genügt der Zuversicht Ausdruck zu geben, dass die „Telefonfabrik Friedrich Reiner“, wie sie sich noch immer nennt, in das zweite Jahrhundert ihrer Geschichte zwar nicht ohne die gebotene Anstrengung, aber doch ruhigen Schritts gehen kann.

Wir sind am Ende unserer Chronik. Was sie zu berichten hatte, ist die Geschichte eines Familienunternehmens. Familienunternehmen sind dadurch gekennzeichnet, dass selbst über eine große Zeitspanne hinweg, ähnlich wie bei einem Stafettenlauf, nur wenige den Stab der Verantwortung tragen und einander weiterreichen, wenn ihre Zeit erfüllt ist. Demzufolge war hier vorwiegend von sechs Menschen die Rede – von dreien mit Namen Reiner und von dreien mit Namen Gademann. In ihrer Lebensleistung repräsentiert sich ein volles Jahrhundert Firmengeschichte. Indessen, sie trugen die Verantwortung nicht ungeteilt. Stets standen ihnen Männer zur Seite, die nicht nur mitarbeiteten, sondern die auch mitdachten, mitplanten und mitverantworteten. Auch in einem Familienunternehmen ist alles Erreichte

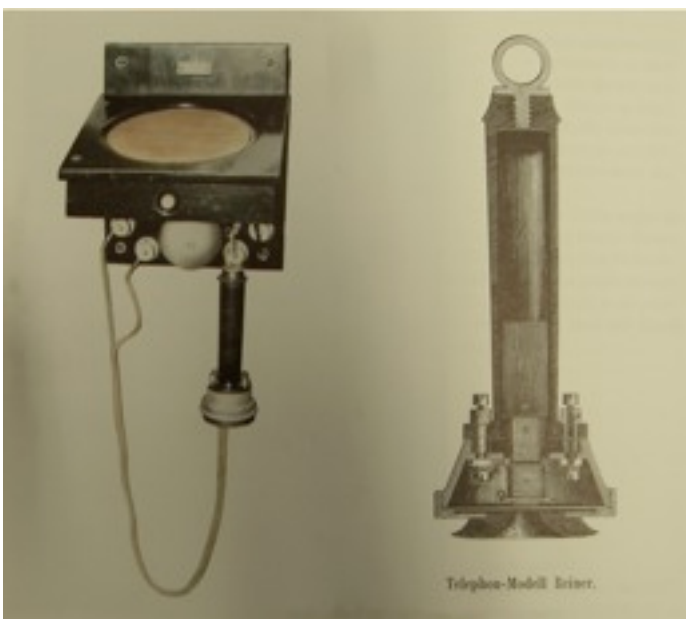
letztlich Teamwork. Ein Teamwork, an dem neben Gründer und Eigentümer jeweils auch Werkmeister, Prokuristen, Abteilungsleiter, Direktoren und nicht zuletzt alle deutschen und ausländischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihren nicht zu unterschätzenden Anteil haben und hatten.

Nur der Übersichtlichkeit des Textes wegen ist davon bisher nicht die Rede gewesen. Denjenigen, deren Mitarbeit aus der Geschichte der Firma Friedrich Reiner nicht wegzudenken ist, gilt unser Dank. Soweit sie nicht mehr unser den Lebenden weilen, wird ihrer mit Dank und Anerkennung gedacht.

„Die Erzeugnisse – gestern und heute“

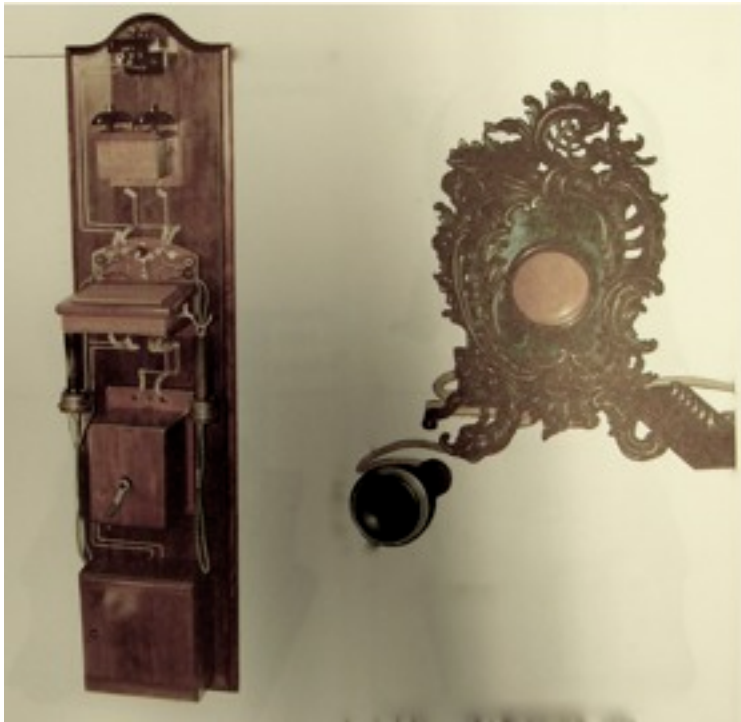


So fing es an, – Werkstatt an der Klenzestraße in München



Erstes bayrisches Telefon mit Batterieruf, 1882 in München, Hersteller Reiner

Telefonhörer, ca. 1894



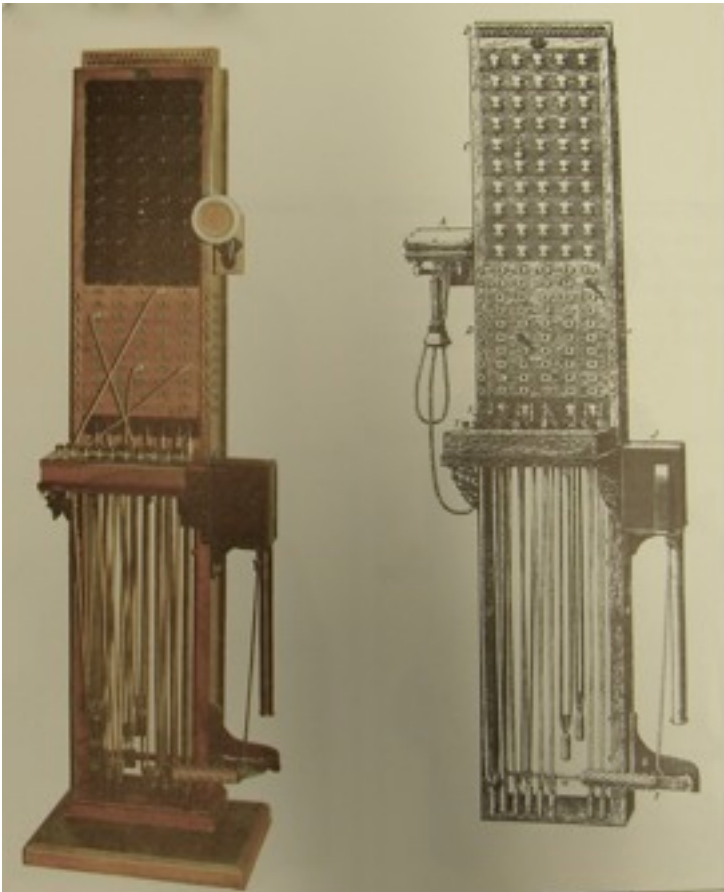
Bayrischer Wandapparat mit Kurbelinduktor und Ortsbatterie, 1890

Geschnitzter Luxusapparat, 1893



Mikrophon mit Porzellantrichter und Holzmembrane um 1890

Mikrophone mit Holzmembrane um 1890 mit Metalleinsprache bzw. mit Holzeinsprache



Zentralumschalter der Telefonzentrale München für 50 Leitungen, Magnet-Induktoren mit Fußantrieb, 1885 – Erster deutscher Schrank



OB Wandstation, 1899

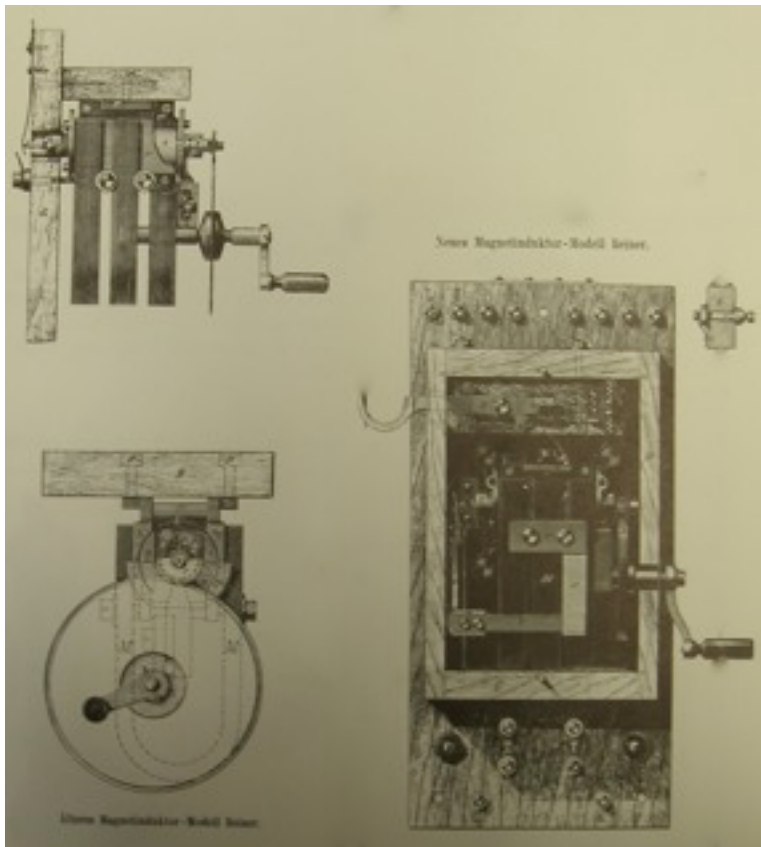
Zwischenumschalter, um 1900



Erster bayrischer Münzfernsprecher, 1900.

Das Geldstück fiel nach Einwurf in den Münzkanal auf eine Glockenschale, deren Klang als Zeichen der Zahlung zur Vermittlungskraft übertragen wurde. Erst dann wurde die gewünschte Verbindung hergestellt.

Fernhörer verschiedener Bauarten, um 1900



Magnet-Induktor mit Friktionsantrieb, um 1890

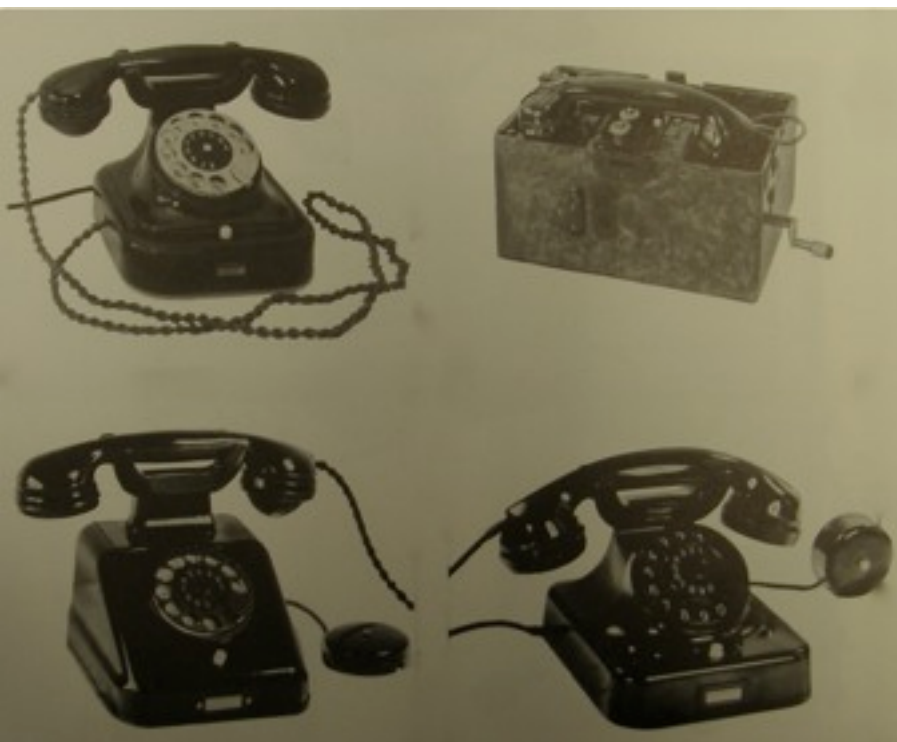
Magnet-Induktor mit Zahnradantrieb und Hakenumschalter, um 1900



Tischfernsprechapparat
OB, 1908

Magnet-Induktor 33

Magnet-Induktor IFR 53



Tischfernsprecher
W28

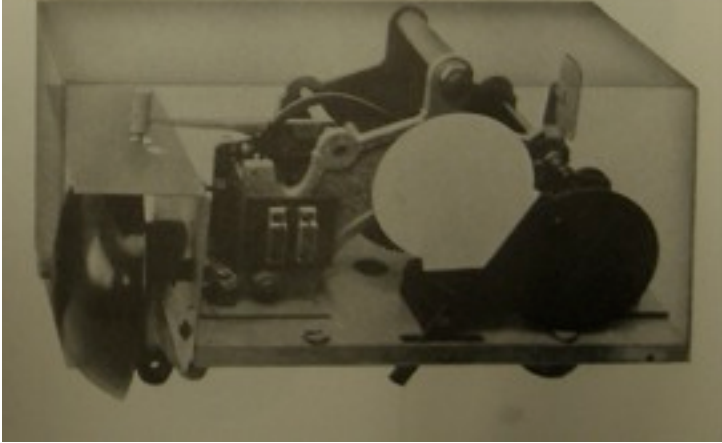
Feldfernsprecher OB
33

Tischfernsprecher W
46

Tischfernsprecher W
48



Tischfernsprecher – OB 33

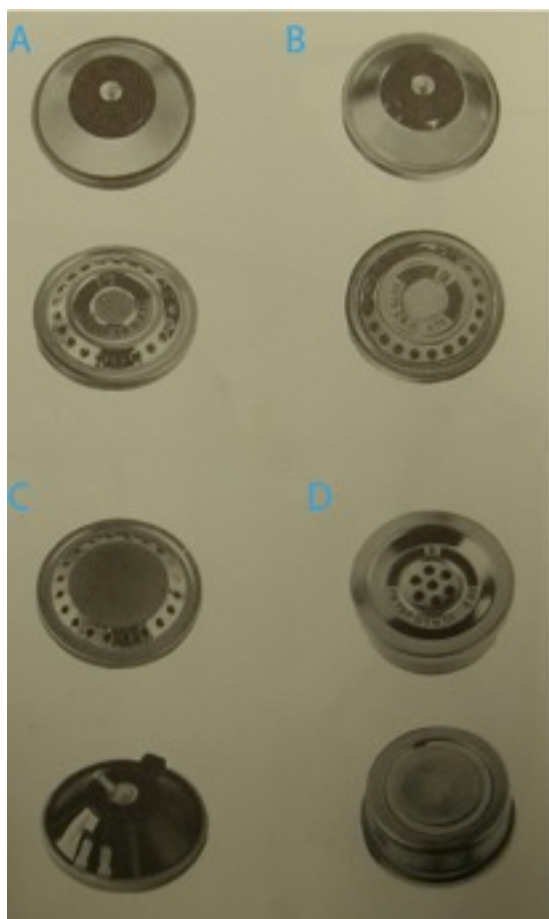


Bahnsteigläutwerk

Verschiedene Hör- und Sprechkapseln der letzten Jahrzehnte



- A) Magnetische Hörkapsel
- B) Sprechkapseln mit Kohlemembrane
- C) Dynamische Hörkapsel mit Oxyd-Magnet
- D) Kohle-Sprechkapsel mit Metallmembrane
- E) Moderne dynamische Hörkapsel mit Oxyd-Magnet und Kunststoffgehäuse, mit Steckanschluss



- A) Sprechkapsel mit Metallmembrane und Flächenkontakt
- B) mit Steck- und Flächenkontakt
- C) Sprechkapsel – in Kunststoffgehäuse
- D) Dynamische Hörkapsel mit Flächenkontakt



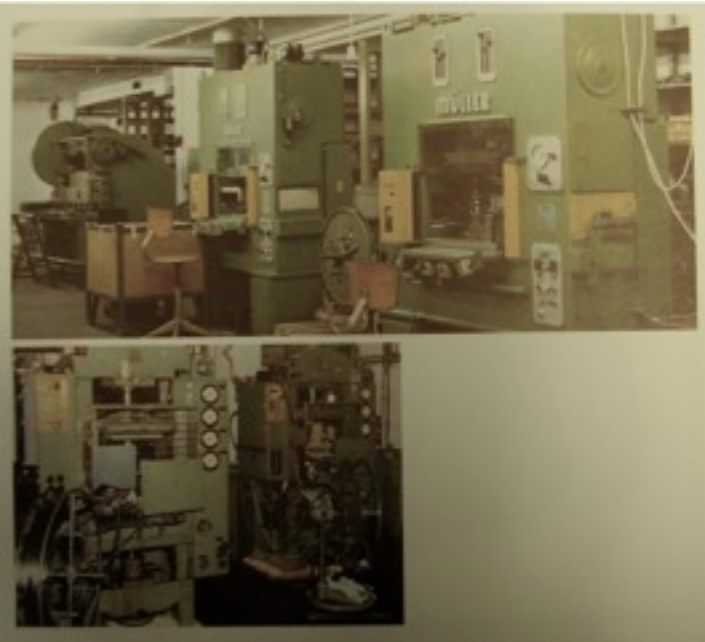
Schauzeichenapparat
mit Erdtaste der Serie W
61 der Deutschen
Bundespost



Die neuen
Tischfernsprechapparate der
deutschen Bundespost mit
Nummernschalter und bzw.
Wähltastatur

Voraussetzung für eine leistungsstarke Produktion ist eine nach modernen Grundsätze organisierte rationelle Fertigung.

Die Bilder zeigen einen Ausschnitt...



... aus der Stanzerei,



... der Kunststoff-
Verarbeitung

... dem Lager



... der Automatendreherei,



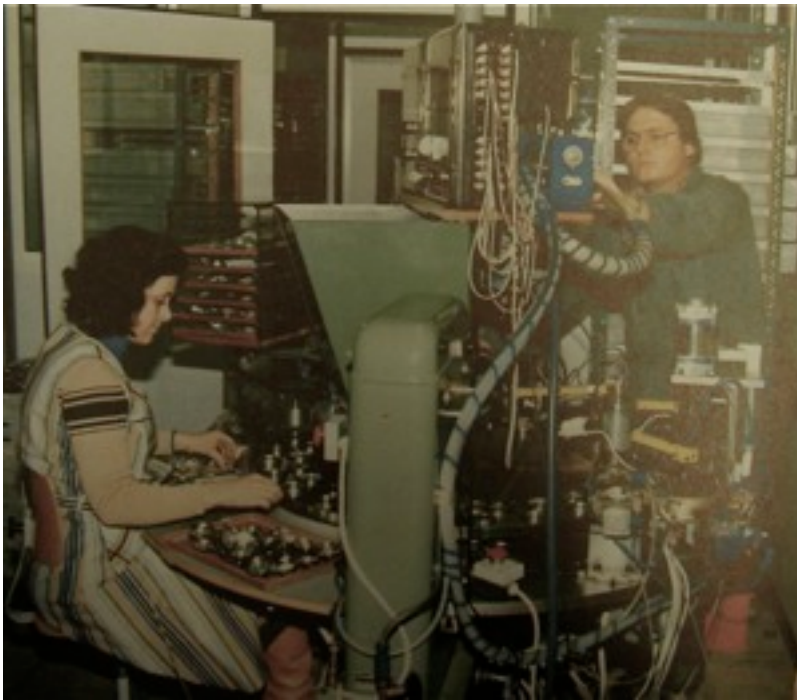
und der Spulenwicklerei



... der Montage von Sprechkapseln in Kunststoffgehäuse



... und Vormontage der Sprechkapseln



... der rationellen
Sprechkapsel-Montage
auf einem
Drehtischautomaten,



und der Montage und
Endprüfung der
Hörkapseln